

Die deutsche
Wiedervereinigung
ist ein Geschenk
für die Literatur

An Deutschland denken

Michael Braun

„Deutsche Geschichte darf auch einmal gut gehen“, schrieb Martin Walser im Dezember 1989 zum Stand der deutschen Dinge. Sein Kollege Hanns-Josef Ortheil notierte am 9. November 1989 beim Fernsehen: „Es ist das Glück der vollkommenen Überraschung, als nehme eine völlig verfahrenere Geschichte von diesem blitzhaften Moment an eine Wendung ins Märchenhafte.“

Beide Stimmen sind Dokumente des Gefühls, weniger der Geschichte. Die Ereignisse von Mauerfall, Wende, deutscher Einheit haben viele Autoren im guten Sinne des Wortes überwältigt. Natürlich gab es auch andere Stimmen, voran der ingrimmige Einheitsgegner Günter Grass, der sich immerhin mit Walser auf ein erhellendes Deutschlandgespräch über die guten Seiten der Einheit einließ. Aber im Blick auf die vergangenen zwanzig Jahre gilt: Für die deutsche Gegenwartsliteratur ist die deutsche Einheit ein Glücksfall, ein Geschenk. Selten ist ein zeithistorisches Ereignis so farbenfroh in die Literatur eingegangen. Selten sind aus der deutschen Geschichte so vielfältige Geschichten geworden, spannende und lehrreiche Erzählungen, erzählt von Autoren unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft.

Dabei lassen die Schriftsteller sich von Deutschland nicht so leicht um den Schlaf bringen wie Heine in den „dunklen Zeiten“ des neunzehnten Jahrhunderts. Heute geht es nicht so sehr darum, was die Dichter von Deutschland denken. Das

literarische Deutschlandbild ist verfassungstabil, demokratisch, interkulturell, integrationstauglich und globalisierungsfreundlich. Es wahrt den antitotalitaristischen Konsens und schließt Selbstkritik ein. Zu fragen ist also vielmehr: Wie gehen die Schriftsteller mit dem Geschenk der deutschen Einheit um?

Seit 1989/90 durchläuft das literarische Bild von der Wiedervereinigung vier Phasen. In ihnen lassen sich allgemeine Tendenzen der zeitgenössischen Deutschlandliteratur beobachten.

Vom stillen Protest zur Erinnerungsliteratur

Erstens: Im Strudel der Ereignisse 1989/90 verschlug es den meisten Künstlern die Sprache. Sie hatten nicht mit der „Wende“ gerechnet oder die Hoffnung auf eine nationale und europäische Einheit überhaupt aufgegeben.

Zweitens: Nach dieser eher stillen Phase der historischen Überraschung folgte eine zweite und stimmstärkere Suchphase in der Mitte der 1990er-Jahre: Wer schreibt den großen deutschen Wenderoman? Das Problem war nur, dass dies viele wollten, aber keiner konnte, jedenfalls nicht so, wie es die Literaturkritik verlangte.

Drittens: Die dritte Phase, zehn Jahre nach Mauerfall und Einheit, war geprägt von Reserven gegenüber dem Deutschlandthema. Viele Autoren suchten eine stille Nische zwischen „Jubelschreien, Trauergesängen“, wenige argumentierten dabei so klug wie Günter de Bruyn. Auch diese Zeit hat wenige nennenswerte deutschland-

literarische Werke hervorgebracht. Die großen Bilanzen zu Jahrhundertende und Millenniumwende waren wichtiger. Mehr als der Sturz der Berliner Mauer dominierte die Angst vor dem Einbruch der Firewalls, dem elektronischen Super-GAU.

Viertens: In den letzten zehn Jahren schließlich ist die deutsche Wiedervereinigung mehr und mehr zu einem zentralen Thema der Erinnerungskultur geworden. Diese Phase des literarischen Gedächtnisses an Mauerfall und Einheit ist noch lange nicht beendet.

Vom Schweigen und Nichtschweigen der Literatur

Vor zwanzig Jahren sah das noch ziemlich anders aus. Da wurde in namhaften Feuilletons vom „Versagen der Intellektuellen“ geredet. Während ost- und ostmitteleuropäische Schriftsteller die Mauer in den Köpfen bereits in den 1980er-Jahren überwunden hatten, ehe die real existierende Mauer fiel, verhielten sich die meisten deutschen Schriftsteller auffällig still.

In der Tat ist aus den literarischen Werken, die 1989/90 entstanden, nicht viel zum Thema zu holen. Der beste Autor im Herbst 1989 war das Volk, das sich die Literatur als kollektive Stimme borgte. „Sprachlos stand der Chronist in der Menge, als das Volk seine Sprache fand“, notierte Thomas Rosenlöcher in Dresden. Sein ostdeutscher Kollege Heinz Czechowski opferte im November 1989 sein Gedicht „Die überstandene Wende“ einer immerhin nicht ganz geistlosen Pointe: „Was hinter uns liegt, / Wissen wir. Was vor uns liegt, / Wird uns unbekannt bleiben, / Bis wir es / Hinter uns haben.“ Selbst Hans Magnus Enzensberger fiel nichts Besseres ein, als sich über „Pilgerscharen / in der Fußgängerzone / auf der Suche nach Identität / und Südfrüchten“ zu mokieren. Und Volker Braun hielt am 9. November 1989 in seinem „Werktagebuch“ die Übermacht der Wirklichkeit

gegenüber der Poesie fest: „die Wirklichkeit selbst wagt die Wende, wilder als unsere Wünsche.“

Journal als Gattung der Stunde

Überhaupt war das Journal eine der beliebtesten Gattungen der Stunde. Hier konnte Geschichte im Moment ihrer Entstehung beobachtet werden, hier war der Chronist und Zeitzeuge am Werke und nicht der Prophet. Neben Braun und Ortheil haben sich im literarischen Journal vor allem Sarah Kirsch und Jürgen Becker hervorgetan, Autoren, die ihre frühen DDR-Erfahrungen immer wieder im Westen produktiv verarbeitet haben.

Eines der lesenswertesten Journale der Zeit, die *Berliner Notizen* (1990/1991), stammt von dem niederländischen Schriftsteller Cees Nooteboom. Der Literaturpreisträger der Konrad-Adenauer-Stiftung 2010 fuhr am 9. November 1989 in einem Taxi zum Brandenburger Tor. Das Taxameter ist ausgeschaltet, der notorische Berlinbesucher beobachtet die leuchtenden Augen der Taxifahrerin, das feiernde „große Tier Masse“. Am nächsten Tag faszinieren ihn die über die aufgelöste Grenze fahrenden Trabis, die stummen „DDR-Grenzer“ und die „Luxusausgabe der Gesammelten Werke Erich Honeckers“ im Schaufenster einer Ostberliner Buchhandlung zum Preis von „420 Mark“. Er nimmt die Geschenkgutscheine von McDonald's ebenso zur Kenntnis wie die Plakate und Pamphlete, die vielfach gleich „von der Straße ins Museum“ wandern (Holger Helbig). „Demokratie Jetzt oder Nie“, „Vorwärts, doch nichts vergessen“, „Pässe für alle – Laufpaß für die SED“, „Sucht nach Geschichte“, „Wir denken nicht anders, wir denken“.

Im Herbst 1989 haben die öffentlich sprechenden Autoren diese Losungen aufgegriffen. Sie sprechen dadurch nicht nur mit, sondern in des Volkes Stimme: die Literatur als kollektive demokratische Basis.

Cees Nooteboom geht einen Schritt darüber hinaus. Der 1933 in Den Haag geborene Autor, der seinen Vater beim englischen Kriegsbombardement auf seine Geburtsstadt verlor, kommt als interkultureller Wanderer nach Berlin. Auf der Suche nach dem „einen Deutschland“ in dem „einen Europa“ findet er es in Berlin und in der bewegten Zeitgeschichte der Stadt. Aus den Parolen der Menge wird ein Geschichtsdiorama, eine poetische Schaubühne.

„Was die Menschen hier lesen“, notiert Nooteboom, „haben sie selbst verursacht, sie sind das Volk. [...] Was *die* Geschichte ist, wird niemand jemals wirklich wissen, aber in diesen vergangenen Wochen haben die Menschen, die hier herumlaufen, ein Blatt für sie umgeschlagen, und nicht nur die Krenzens, sondern auch die Kohls und Gorbatschows [...] müssen sehen, wie die nächsten Seiten geschrieben werden.“

Reiner Kunze „Die mauer“

Die Gattung für Tag und Stunde ist die Lyrik. Die Sprachspeicher der Gedichte vermögen das Jetzt festzuhalten. Doch merkwürdigerweise ist von Freude und Glück in den wenigsten Texten die Rede. Das politische „Wende“-Gedicht ist missmutig und mäklerisch, es redet lieber vom Überwundenen als vom Kommenden. Es ist, so fasst Walter Erhart zusammen, „weniger feierlich als vielmehr reich an Katastrophen, weniger hoffnungsvoll als vielmehr niederschmetternd, weniger utopisch als vielmehr orientierungslos, weniger stabilisierend als vielmehr ichgefährdend“. Man „sah uns nicht an“, schreibt Durs Grünbein, „wie uns zumute war beim Verlöschen der Ziele“. Volker Braun fürchtet in dem vielfach nachgedruckten Gedicht „Das Eigentum“ (1990) um seine nun unverständlich werdenden Texte und sieht die Hoffnung in den Weg gestellt „wie eine Falle“.

Aus der schlechten Geschichte und ihrem glücklichen Ende lassen sich aber

auch gute Gedichte machen. Eines von ihnen, das bleibt vom Tag der deutschen Einheit, ist Reiner Kunzes „Die mauer“. Wie eine Widmung ist dem 1991 publizierten Gedicht ein Datum mitgegeben: „Zum 3. oktober 1990“. Dieses Datum markiert seine Gegenwart und seine Geschichte. Der 3. Oktober bezeichnet den Feiertag der deutschen Einheit, der am 22./23. August 1990 von der Volkskammer, dem letzten parlamentarischen Gremium der DDR, beschlossen wurde. Es ist ein Datum, welches das Ende der DDR besiegelt und an die Vorgeschichte der deutschen Wiedervereinigung erinnert.

„Als wir sie schleiften, ahnten wir nicht,
wie hoch sie ist
in uns

Wir hatten uns gewöhnt
an ihren horizont

Und an die windstille

In ihrem schatten
warfen

alle keinen schatten

Nun stehen wir entblößt
jeder entschuldigung.“

Der Titel des Gedichts ruft ein anderes Datum auf. Mit dem Mauerbau am 13. August 1961 sperrte sich die DDR ein. Die Ausreise nach Westen wurde grundsätzlich verboten, Flüchtlinge wurden erschossen; die geschätzte Zahl liegt bei über 130 Maueropfern. Die DDR-Behörden haben diese eklatanten Menschenrechtsverletzungen verheimlicht. Die Autoren schwiegen bis auf ganz wenige Ausnahmen zum Mauerbau, selbst die Schriftstellerin Anna Seghers verteidigte in offiziellen Stellungnahmen die Mauer einst als historische Notwendigkeit, wenngleich sie in privaten Äußerungen die damit verbundenen „menschlichen Tragödien“ beklagte. Die Mauer, offiziell „antifaschistischer Schutzwall“ genannt, gehört zu den Begründungsmythen der DDR.

Kunzes Gedicht macht darauf aufmerksam, dass die reale Mauer gefallen ist, dass aber die Mauer in den Köpfen nicht über Nacht fällt. Deshalb folgt am Ende ein Geständnis. Mit der gefallenen Mauer ist jeder Grund entfallen, sich in ihrem Schatten mit den alten Gewohnheiten abzufinden. Als Alibi für ein Arrangement mit der Diktatur hat die Mauer ausgedient. Auch an ein Weiterleben mit der DDR als guter Erinnerung ist nicht mehr zu denken. Ostalgie, also die Sehnsucht nach einer DDR, wie sie hätte sein können, aber niemals war, ist keine Entschuldigung für das, was war.

Diese Ostalgie ist zwanzig Jahre nach der Wiedervereinigung nicht verschwunden. Als Gefahr der Beschönigung und der Verharmlosung der SED-Diktatur ist sie nach wie vor präsent. Eine Emnid-Umfrage 2009 hat ergeben, dass jeder zweite Ostdeutsche überwiegend gute Erinnerungen an die DDR hat – während im Westen 78 Prozent die schlechten Seiten der DDR sehen. Darauf kann man mit Reiner Kunze (wie in seiner Erfurter Rede zum Tag der Deutschen Einheit 2004) entgegen: „Wo Menschen zusammenleben, gibt es immer auch Gutes, sie könnten sonst nicht leben. Das Schlechte an dem Guten war nur, daß es als Rechtfertigung alles Schlechten diente und noch dient. Außerdem war das Gute nicht in allem gut. In den viel beschworenen Kindergärten wurde zur Diktatur erzogen.“

Die Suche nach dem Wenderoman

Schon im Herbst 1989 hatte die Literaturkritik implizit einen Wettbewerb nach dem großen Deutschlandroman ausgeschrieben. Zum fünften Jubiläum der Wiedervereinigung kam es zu einem Höhepunkt. Gleich vier Werke wurden als heiße Kandidaten gehandelt: Erich Loests furioser, auch verfilmter Leipzigerroman *Nikolaikirche*, Thomas Hettches bizarre Geschichte *Nox* über die Nacht, in der die Mauer fiel, Thomas Brussigs Schelmen-

roman *Helden wie wir* und voran Günter Grass' ehrgeizige Fontane-Adaption *Ein weites Feld*. Keines löste die Erwartung ein. Offenbar saß die Geschichte den Künstlern noch zu dicht im Nacken, als dass sie darauf ästhetisch sensibel hätten reagieren können. Deutschland im Roman, Literatur als politische Zeitgeschichtsschreibung: Dafür war es in den frühen 1990er-Jahren wohl noch zu früh. Für die auch im Schriftbild abgestuften Zwischentöne in Reinhard Jirgls düsterem Untergangsepos *Abschied von den Feinden* hatten die Leser ebenso wie manche Kritiker keine Ohren. Ein Hoffnungsschimmer bestand dennoch: Durs Grünbein, 1962 in Dresden geboren, seit 1986 in Berlin lebend, erhielt den renommierten Büchner-Preis. Als Autor mit ostdeutschen Erfahrungen und westlichen Themen wurde er als erster gesamtdeutscher Dichter etabliert. Sein Weckruf „Komm zu dir Gedicht, Berlin ist offen jetzt“ machte ihn zum literarischen Überwinder der deutschen Teilung.

Neues Schweigen über die deutsche Einheit 1999

Zehn Jahre nach der Wiedervereinigung wäre es eigentlich für die Literatur an der Zeit gewesen, das Geschenk auszupacken. Doch weit gefehlt. Ein Resümee lautete vielmehr: Im Westen nichts Neues, im Osten nur Altes. Auf der Schwelle zum neuen Jahrhundert blieb die Deutschlandliteratur in zögerlichen Annäherungen an ihr Thema stecken. Der „weiche Schleier der Nostalgie“ senkte sich über viele Romane, und wenn ein Roman „glückliche Menschen“ schildern sollte wie Thomas Brussig in dem zuerst als Drehbuch vorliegenden „Am kürzeren Ende der Sonnenallee“ (1999), dann nur solche (wie B. schreibt) mit „schlechtem Gedächtnis und reichen Erinnerungen“. Gültig bleibt Günter de Bruyns Feststellung aus dem Jahr 1999 über die „Deutschen Zustände“: „Also hat die Nation



*Künstlerische Fotografie
von Simone Sassen
zum Wunsch
des deutschen Volkes
nach Wiedervereinigung
mit symbolischem Bezug
auf den Wechselkurs.*

aus: Cees Noteboom,
„Berlin 1989/2009“,
Suhrkamp Verlag

schlechte Laune. Sie ist wieder vereint, aber nicht glücklich. Des Anfangsjubels [...] schämt man sich jetzt.“

Hatten Kritik und Publikum also zu viel von der Literatur erwartet? Das schien so. Immerhin hatte es mehrere Jahrzehnte gedauert, bis die Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg und an die Französische Revolution in der Literatur gestaltet wurde.

Zwanzig Jahre nach der Vereinigung: Literatur als Erinnerungskultur

Heute besteht allerdings kein Grund zur Sorge. Über vierzig Autoren von Rang und Namen melden sich in zwei lesens-

werten Anthologien zur deutschen Einheit zu Wort. Sie erzählen von der Nacht, in der die Mauer fiel, von Fernsehbildern, Tagebuchnotizen und Erlebnissen. Sie führen sich und uns vor Augen, was sie damals empfanden und wie sie sich heute daran erinnern. Sie setzen sich mit widerstreitenden Gefühlen auseinander, mit Scham, Schuld, Trauer, Freude und Hoffnung. Sie schreiben über die ehemalige Grenze, die Deutschland teilte, aber nicht die Literatur. Für Ulrike Draesner, die einen schlesischen Flüchtlingsvater hat und im Frühjahr 1989 die DDR mit einem Münchner Begabenseminar bereiste, schmeckt jene Zeit in der Erinnerung

„nach Überraschung“, die Geschichte ging sie etwas an.

Wenn die Schriftsteller heute an Deutschland und die Wiedervereinigung denken, stellen sie hellwache Fragen wie Julia Franck: „Wie entsteht Geschichte, wie wird Geschichte geformt und behauptet? [...] Wem gehört eine Geschichte? Darf nur [...] der Ostler über den Osten schreiben? Nur die Deutschen über ihre Geschichte, ihre Teilung und Grenze? Wer kann, wer darf, wer muss – und wem erteilt wer ein Verbot? Haben wir Aufträge, erfüllen Kunst und Literatur moralische und ästhetische Aufgaben?“

Eine Antwort auf diese Fragen gibt Durs Grünbeins Kurzgeschichte *Der Weg nach Bornholm*, geschrieben zur neunzehnten Wiederkehr des Mauerfalldatums. Es ist eine lehrreiche Erzählung über den Umgang mit der Erinnerung an diese Geschichte. Der Ex-Student und angehende Dichter sitzt in seinem ofengeheizten Prenzlauer-Berg-Zimmer und schaut die Abendnachrichten am 9. November 1989. Als gut informiertem, aber passivem Zeitgenossen kommen ihm die Botschaftsflüchtlinge in Prag und Warschau, die Demonstrationen in Dresden und Leipzig vor Augen. Rufus hält die Mauer für ein „Monument des Unsinn“, für „Gefängnisarchitektur“. Man denkt an Robert Frosts Verse: „Before I built a wall I'd ask to know / What I was walling in or walling out.“

Doch dann folgt er den zum ehemaligen Grenzübergang Bornholmer Straße ziehenden Massen. Der Eingemauerte mauert sich aus. Er überquert die fallende Grenze, landet auf dem illuminierten Kurfürstendamm und wundert sich, dass die „Leiche so bunt ist“.

Rufus ist eine Maske des Autors. Der Dichter wird zum Protestler der ersten Stunde, politisch harmlos, aber mit poetischem Scharfsinn, der das Ähnliche im Verschiedenen zu erkennen weiß

(„die Uniformierten, die Uninformierten“), ohne die Unterschiede herunterzuspielen (der dunkle Osten, der helle Westen). Durs Grünbein nimmt das Geschenk der deutschen Einheit an, mit einem Wenn und Aber: Die Freiheit, der schönste Teil des Geschenks, darf nicht gegen die Scheinalternative „Sicherheit“ ausgetauscht werden. In seiner Dresdner Rede zum Tag der Deutschen Einheit (2009) heißt es: „Vor die Wahl gestellt, ‚Freiheit oder Existenzsicherheit‘, entscheidet ein Fünftel der neuen Bundesbürger sich angeblich ohne Zögern für die kleine Welt der Rundumbetreuung“: Diese Freiheitsmüdigkeit der Deutschen ist ihm ein Dorn im Auge.

Wie demokratische Gesinnung in der Diktatur überwintert, wie die gewonnene Freiheit literarisch zum Leuchten gebracht wird, wie der Himmel aus allen Wolken fällt: Das zeigen die Erinnerungen von Joachim Gauck, die politischen Lieder von Stephan Krawczyk, die Erzählungen von Katja Lange-Müller, die Romane *Der Turm* von Uwe Tellkamp und *Ich hielt meinen Schatten für einen anderen und grüßte* von Kurt Drawert auf erhellende Weise. Diese Werke sind das Geschenk, das uns die deutsche Gegenwartsliteratur angerichtet hat. Geschenke bedürfen nicht nur des Dankes, sondern auch des pfleglichen Umgangs. Gefragt sind also vor allem die Leser. Die Literatur stellt unser Denken und Selbstdenken über die deutsche und europäische Einigung auf den Prüfstand.

Literaturhinweise:

Die Nacht, in der die Mauer fiel. Schriftsteller erzählen vom 9. November 1989. Hrsg. von Renatus Deckert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2009.

Grenzübergänge. Autoren aus Ost und West erinnern sich. Hrsg. von Julia Franck. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2009.

Joachim Gauck: Winter im Frühling, Sommer im Herbst. Erinnerungen. München: Siedler, 2009.

Stephan Krawczyk: Der Himmel fiel aus allen Wolken. Eine deutsch-deutsche Zeitreise. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2009.